Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 77 (1983)

Heft: 12

Artikel: Gedanken und Erfahrungen aus einem totgeglaubten Land : fünfeinhalb Jahre Libanon

Autor: Jordi, Luzius

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143088

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Luzius Jordi

Gedanken und Erfahrungen aus einem totgeglaubten Land

Fünfeinhalb Jahre Libanon

Persönliche Vorbemerkungen

Ich habe als Kind während des Zweiten Weltkrieges im Kanton Schaffhausen gelebt. Von daher kommt meine tiefe Abneigung gegen den Krieg, dessen Wirkungen wir in diesem Grenzkanton stärker als anderswo in der Schweiz verspürten. Ein über die Grenze geflohener deutscher Jude an unserem Familientisch weckte ausserdem meine Sensibilität für Flüchtende und Bedrängte, bewirkte aber auch, dass ich später die gängigen Klischees von den böswilligen Arabern und dem bedrohten Kleinstaat Israel übernahm. Noch später kam die theologische Überhöhung durch das Verständnis Israels als des exklusiven Bundesvolkes hinzu. Erst gegen Ende meines Studiums, nach dem 67iger Nahostkrieg, setzte ein Umdenken ein: Der Hergang des Krieges und die offizielle Meinung stimmten zu wenig überein. Die Beschäftigung mit Fragen des Nahen Ostens hat mich seither nicht mehr losgelassen. Ich wollte den Dingen auf den Grund gehen, vor allem nachdem ich mich von der EKD (Evangelischen Kirche in Deutschland) für beinahe sechs Jahre an die deutschsprachige Gemeinde in Beirut hatte wählen lassen.

Unsere Gemeinde war vielnational und vielkonfessionell. Sie versuchte der Gefahr, Fremdkörper zu bleiben, dadurch zu entgehen, dass sie in aktiver Solidarität über alle Konfessions-, Religions- und Kulturgrenzen hinweg Nothilfe- und Aufbaugelder vermittelte. Ausserdem hatte ich die «Filialgemeinden» Damaskus monatlich und Bagdad vierteljährlich zu besuchen. Mischehen, alte Kirchen, den Islam, das Palästinenserproblem u.a. lernte ich aus eigenster Anschauung kennen. Die Horizonterweiterung, aber auch die unbequeme Konfrontation mit Neuem haben mich in diesen fünfeinhalb Jahren Beirut geprägt. Ich habe zwar nicht im Sinn, über den Nahen Osten ein Buch zu schreiben — ich fühle mich in keiner Weise als Experte —, aber gelegentlich möchte ich doch allzu simplen Vorstellungen und offensichtlichen Vorurteilen über den Nahen Osten entgegentreten. Ein solcher Versuch der Klärung und Richtigstellung soll auch dieser Artikel sein.

Ein Totgeglaubter lebt (noch)

Lange vor seiner jetzigen Agonie wurde der Patient Libanon für tot erklärt. Auch sein demokratisches System war schon längst totgesagt. Ein Experte in der Sache, Bassam Tibi, schreibt in «Deutsch-arabische Beziehungen» (München 1981): «Das konfessionelle Pseudo-Parteiensystem Libanons ist eine der wichtigen Ursachen für das Scheitern der Demokratie dort.» Ich möchte da etwas vorsichtiger sein. Auch wenn momentan alles sehr düster aussieht und an eine schnelle Genesung des Landes nicht zu denken ist, so sind zur politischen Situation des Libanon doch drei Dinge zu bedenken:

— Wegen der Tatsache, dass der Libanon keine Parteiendemokratie nach

westlichem Muster ist, sondern viel eher *eine lockere Assoziation von oligarchischen Gruppen, Konfessionen und sozialen Klassen,* darf ihm die Demokratie (ein eher diffuser und dehnbarer Begriff) nicht einfach abgesprochen werden.

— Es gab praktisch keine Periode in der kurzen Geschichte und während der langen embryonalen Entstehungszeit des Gebildes Libanon, in der nicht Unruhen, Aufstände, Spannungen und Massaker an der Tagesordnung waren. Auch die unpolitische Vendetta geht überall im Lande durch die Jahrhunderte hindurch weiter. Die oft erwähnten «Christenverfolgungen» der Jahre um 1860 waren nicht die ersten und nicht die grössten Unruhen, die das Gebiet erschütterten, und sie waren auch damals nicht religiös, sondern sozial und politisch bedingt.

— Aus vielen Tiefpunkten, Krisen und Gräbern ist das lockere und labile Gebilde «libanesischer Staat» jeweils in irgendeiner Form wieder erstanden, wie ein Phönix aus der Asche, der ja dem Namen nach aus jener Gegend stammen muss. Man darf daher auch heute annehmen, dass die Zukunft noch manche libanesische «Auferstehung» bringen wird.

Ich möchte diese Sicht durch einen historischen Rückblick und eine Analyse des Konflikts etwas untermauern.

Libanon als Sonderfall:
Ein Blick in seine Geschichte

Das in mehrere scharf voneinander getrennte Kammern und Talschaften gegliederte Land hatte seit jeher alle möglichen Minderheiten und verfolgten Volksgruppen aufgenommen. Allerdings wurden diese nicht assimiliert wie Minderheiten in andern orientalischen Ländern, sondern in ihrer jeweiligen Eigenart konserviert. Bis heute geht diese Aufnahme von Minderheiten weiter. Neben den Palästinensern wären hier die Armenier und neuerdings die Kurden zu erwähnen. Es ist nur natürlich, dass ein solches Land Elemente wie Einheit, Stabilität und zentrale Verwaltung nicht kennt.

Als alteingesessen können im Grunde nur diejenigen beiden Gruppen gelten, die heutzutage politisch am wenigsten zu sagen haben: die «griechisch»-orthodoxe Gemeinschaft, die zwar im frühen Mittelalter einmal byzantinisiert wurde, aber im Grunde ihren vorkonstantinischen, antiochenisch-orientalischen Charakter beibehalten hat, und die sunnitischen Moslems. Alle diese Gruppen verstehen sich nicht ausschliesslich als Glaubensgemeinschaften, sondern seit der Araberzeit als politisch-soziale Einheiten (arabisch: dhima) und seit den Türken gar als Völkerschaften (türkisch: millet). Selbst diejenige Gruppe, die sich heute als Gralshüterin der Libanizität und Nachfahrin der phönizischen Seefahrer darstellt, die maronitische Gemeinschaft, ist in der Frühzeit als verfolgte Mönchskirche von aussen, nämlich von Syrien her via Qadishatal, in die nördlichen Berge Libanons eingewandert.

Es kommt hinzu, dass das Land seit dem Altertum praktisch immer einen oder mehrere politische Oberherren kannte. Wir übergehen die vorarabische Zeit und erwähnen nur die fränkischen Kreuzfahrer, die im 12. Jahrhundert die arabischen Omajaden und Abbasiden ablösten. Ein Zwischenspiel gaben die Ajubiden unter dem Kreuzfahrerbezwinger Saladin. Am Ende des 13. Jahrhunderts wurden die Kreuzfahrer durch die ägyptischen Mamelucken zur Gänze vertrieben. Während der Mameluckenherrschaft suchte die drusische Volks- und Glaubensgemeinschaft in den libanesischen Bergtälern Schutz. Sie ging aus einer Abspaltung des schiitischen Islam hervor, der seinerseits im frühen Mittelalter aus dem Irak einzusickern begann. Im 16. Jahrhundert wurde die mameluckische Herrschaft durch die osmanisch-türkische abgelöst, die ihre Macht jedoch nur unter Mithilfe der drusischen und maronitischen Gemeinschaften halten konnte. Als Zeichen der

Dankbarkeit erhielten diese beiden Gruppen 1516 von Sultan Salim die begrenzte Autonomie. Das war die Geburtsstunde des «kleinen Libanon». Hier fing auch eine gewisse politische Einheit zu wachsen an, nicht erst 1943: die schon erwähnte lockere Assoziation von Gemeinschaften und Feudalfamilien.

Man darf sagen, dass von der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts das Land in Grenzen über sein politisches Geschick bestimmen konnte, zumindest in der Form langwieriger, von Kämpfen begleiteter Absprachen unter den herrschenden Feudalfamilien. Es entstand eine Form von libanesischer «Palaverdemokratie», die noch heute spielt. Bis 1841 vermochten die libanesischen Emire dank einer gemeinsamen (!) Armee aus Drusen und Maroniten die Autonomie und Einheit des Landes zu wahren.

In jener Zeit entstanden auch die sechzehn verschiedenen Einheiten des Landes, die immer religiös, juristisch, politisch, sozial und ethnisch zugleich zu denken sind. Wir können sie Sekten oder Clans oder Talschaften nennen, keine derartige Bezeichnung stimmt ganz. Das friedlich-unfriedliche Zusammenleben dieser Gemeinschaften liesse sich heute mit Leichtigkeit regionalisieren oder entflechten (man spricht gar von «Kantonalisierung»), wenn es nur bei einem Nebeneinander geblieben wäre und sich daraus im Laufe der Zeit nicht ein Durcheinander von zwei und mehreren Gemeinschaften pro Dorf und häufig gar ein soziales Übereinander herausgebildet hätte.

Es ist hier auch das europäische Missverständnis auszuräumen, als sei während des Bürgerkriegs und in den vergangenen sieben Jahren in all den gemischten Dörfern gekämpft worden. Tatsächlich war dies nur bei einem kleineren Teil der Fall. Auch historisch gilt vom Mittelalter bis heute die Regel, dass während hundert Jahren libanesischen Zusammenlebens im Durchschnitt zehn Jahre Bürgerkrieg und neunzig Jahre ein friedliches Nebeneinander herrschen. Das Bewusstsein aller libanesischen oder «libanisierten» Gruppen, auch der armenischen, aber nur bedingt zutreffend der palästinensischen, nimmt Rücksicht auf die Interessenlage der benachbarten Gruppe. Man vermeidet Exklusivrechte und Privilegien, eine Tendenz, die sich als «demokratisch» bezeichnen liesse, auch wenn innerhalb der einzelnen Gruppe noch ein politischer Feudalismus herrscht. Dieses «demokratische Bewusstsein» der Libanesen reicht weiter zurück, als der — nie schriftlich kodifizierte — Nationalpakt von 1943. Es reicht auch in tiefere Schichten als das gemeinlibanesische nationale Bewusstsein, das sich zu Anfang dieses Jahrhunderts im Gegensatz zu fast allen andern Staaten nur sehr rudimentär und oberflächlich ausbildete.

Nun ist von westlicher Seite oft der Einwand zu hören, eine Halbdemokratie à la libanaise sei wertlos, wenn die sozialen Strukturen noch feudal und das Bewusstsein der Menschen noch patriarchalisch geprägt seien. (Nur nebenbei: Der Einwand müsste auch auf die sogenannt säkularisierten Parteien innerhalb der PLO zutreffen, wo ebenfalls, von rechts bis links, sehr viel Feudalismus und Patriarchalismus bis hin zu Herrschaftsansprüchen von Dorfschaften und Clans festzustellen ist!) Es gilt hier umzulernen, zu differenzieren. Ohnehin ist fraglich, ob der westlichen Tradition entnommene Begriffe wie «demokratisch», «feudal», «revolutionär», «links» und «rechts» im libanesischen Kontext anwendbar sind. So war der von Gaddhafi zum Verschwinden gebrachte schiitische Sozialreformer Moussa Sadr ein Multimillionär, und der Führer der linken Koalition im Bürgerkrieg, Kamal Jumblat, war Grossgrundbesitzer, ebenso sein Sohn und Nachfolger Walid sowie der jetzt auf der prosyrischen, «linken» Seite stehende frühere Staatspräsident Frangié.

Dass andererseits bei der «rechten» Phalangepartei schon unter den Franzosen eine Güterverteilung stattgefunden hat und die Partei heute Cooperativen, Krankenhäuser und Verteilzentren unterhält, ja ein «sozialdemokratisch» zu nennendes Parteiprogramm aufweist, wäre in diesem Verwirrspiel ebenfalls zu erwähnen. Das paradoxe soziale Elend des Libanon besteht darin, dass die «rechte», «christliche» Seite in der Phraseologie zwar konservativ bis gelegentlich faschistoid daherkommt, in der sozialen Struktur aber in vergleichbar fortschrittlichem Gewand, während auf der «linken» Seite proletarisierte Landarbeitermassen von ihren eigenen Herren mit sozialrevolutionärer Programmatik abgespiesen werden. In den maronitischen Bergdörfern, die wirtschaftlich nicht besser gestellt sind als die drusischen oder schiitischen, gibt es einen selbstbewussten, landbesitzenden Kleinbauernstand, in den übrigen Gebieten kaum. Die gängige Vorstellung, als seien die paar grundbesitzenden Clans alles reiche Christen, entspricht nicht der Regel. Normalerweise sind die Herren vom selben «Stamm» wie die Knechte, wodurch sich ihre enge Bindung erklärt. Auch was Schulung, Strassenbau und die Organisation des Zusammenlebens verschiedener Gruppen betrifft, so schneidet der maronitische «mittlere Norden» besser ab als die umliegenden Randgebiete. Dies natürlich auch dank der bis heute weitergehenden westlichen, vornehmlich französischen, und kirchlichen, insbesondere katholischen Hilfe.

Die Analyse eines komplexen Konflikts

Die Darstellung des vielschichtigen, nun schon bald neun Jahre währenden Konflikts aus libanesischer Sicht enthüllt *auf zwei Ebenen je drei Konfliktherde,* die sich knäuelhaft miteinander verschlingen: 1. Konzentrieren wir uns zuerst auf die rein innerlibanesische Ebene, so geht es — übrigens nicht erst seit 1975, sondern im Grunde genommen schon seit 1958 — um a) eine konfessionelle, b) eine «nationale» und c) eine soziale Auseinandersetzung.

a) Die *konfessionelle Frage* hängt mit der demographischen Struktur des Landes zusammen und von daher mit dem Machtanteil, der den einzelnen Volksgruppen zukommt. Auch hier taucht wieder ein Paradox auf: Im Grunde sind alle Gruppen von der Notwendigkeit einer Volkszählung und einer Neuformulierung des Nationalpakts von 1943 überzeugt, aber zugleich scheuen sie sich, daraus die notwendigen Konsequenzen zu ziehen. Dies gilt auch für die zweitgrösste Gruppe im Lande, die Sunniten, nicht aber für die sozial gedrückteste der Schiiten, die wissen, dass sie durch ihre Geburtenstärke von der dritten zur grössten Gruppe aufgerückt sind und damit von einer Reform nur zu gewinnen hätten, möglicherweise gar den Sitz des Staaspräsidenten beanspruchen könnten.

b) Bei der *«nationalen» Auseinandersetzung* geht es nicht einfach nur um die Frage nach der Stellung der einzelnen Parteien zu Israel, zu Syrien oder zu den Palästinensern, sondern mehr noch um das Problem der grundsätzlichen «Transnationalität» aller Parteien. Jede libanesische Partei kennt neben der schwach ausgebildeten gesamtlibanesischen Loyalität primär eine ausländische. Jede Gruppe hat ihre äussere Schutzmacht und ihren Geldgeber, sonst könnte man sich die aufwendigen Milizen nicht leisten. Es führte zu weit, hier die einzelnen Allianzen aufzuzählen. Sie sind zuweilen, etwa bei den in sich gespaltenen Schiiten, nicht ohne Pikanterie und Spannung. Auch im Falle der noch vorherrschenden Phalange ist zwar keine panarabische Note, dafür aber deutlich eine prowestliche Orientierung festzustellen, die historisch bis in die Kreuzritterzeit zurückreicht. Und Reagan wie Mitterrand sind beide noch so gerne bereit (wohl kaum aus purem Friedensengagement), in die angebotene Allianz

einzusteigen. Eine reine national-libanesische Partei gibt es nicht.

c) Hinzu kommt *die soziale Auseinandersetzung:* Innerhalb einer weitgehend feudalen Struktur und eines aggressiven Kapitalismus verlangen einzelne Gruppen mehr soziale Rechte und eine Änderung nicht nur des politischen, sondern auch des sozio-ökonomischen Systems. Leider ist eine überkonfessionelle, säkuläre Zusammenfassung all dieser verschiedenen Kräfte im Libanon (noch) nicht möglich.

2. Von den *drei aussenpolitischen Konfliktherden,* die ins innerlibanesische Kräftespiel hineinwirken, sollen die beiden ersten hier als bekannt vorausgesetzt und darum nur am Rande erwähnt werden:

a) Der regionale *Palästina-Israel-Konflikt.*

b) *Der Grossmächtekonflikt ‚USA-UdSSR* mit seiner zunehmenden Tendenz, der atomaren und totalen Hochrüstung in Europa ein konventionelles und stellvertretendes Kräftemessen auf nahöstlichen Nebenschauplätzen zur Seite zu stellen, wohlverstanden mit dem Nebenzweck, neue Waffensysteme auszuprobieren.

Der dritte Aussenkonflikt jedoch soll hier kurz gestreift werden, weil er bei uns zu Fehlurteilen geführt hat:

c) *Der syrische Traum.* Das politische Leitbild eines den Libanon und Palästina umfassenden Gross-Syrien ist im Bewusstsein der einstigen Aramäer in diesem Raum — eingeschlossen den Libanon, ja eingeschlossen einige christliche Gruppen — nie verschwunden, sondern während der türkischen und französischen Herrschafts-Intermezzis nur unterdrückt worden. Die Region stellt auch wirtschaftlich eine natürliche Einheit dar (Ergänzung von Küste, Bergland und Steppe), und Damaskus war immer auch von der Levanteküste abhängig. Syrien hat sich unter all den vergangenen Regimes immer als regionale Grossmacht verstanden, im Unterschied etwa zu Jordanien. Von daher wird es verständlich, dass Syrien sich mit der neuen regionalen Grossmacht Israel auf dem Boden Libanons misst und dass es in dem Masse als Fürsprecher aller Palästinenser auftritt, wie Arafats Machtbasis in der PLO schwindet. Der Libanon ist seit seinem Bestehen in einem Vasallenverhältnis zu Damaskus gestanden, sogar unter den Türken und Franzosen, wobei der syrische Einfluss auf die libanesische Politik im allgemeinen mässigend und stabilisierend wirkte, mit Ausnahme vielleicht der Jahre 1860/61 und des letzten Jahres.

Gelebter Glaube des Ostens

Ich möchte hier als Korrektur zur gängigen Vielschreiberei über politisierten Islam oder politisiertes Christentum im Orient drei Geschichten erzählen, die folgendes deutlich machen mögen:

— Der Osten hat seine ihm ganz *eigene Spiritualität,* die sich von der westlichen mehr unterscheidet als die orientalisch-christliche von der islamischen.

— Auch die Ostkirchen kennen das von uns so oft vermisste *«christliche Zeugnis»,* allerdings in einer politisch neutraleren Form, als uns lieb ist. Auf der andern Seite ist es auch nicht apolitisch zu nennen. Die jahrhundertealte Minderheitssituation unter Griechen, Persern, Kreuzfahrern, Arabern, Mamelucken und Türken haben diese Kirchen zu Meistern im Taktieren und Paktieren gemacht. Das ist kein Mangel an Mut oder prophetischem Geist, kein Opportunismus, sondern ein eigenes, ein authentisches oder gar missionarisches Zeugnis. Es besteht in der geschickten Wahrung des Eigenlebens und der Präsenz durch die Jahrhunderte hindurch. «Zeugnis durch Präsenz» lautet denn auch eine Devise des mittelöstlichen Kirchenrates in Beirut. Unserer unscharfen Optik entspringt es, wenn wir hierzulande meinen, die maronitische Kirche würde als Kirche zum Waffentragen aufrufen und ins politische Geschehen eingreifen. Das

Gegenteil ist der Fall: Ihr Patriarch Khoreiche und der mutige Bischof von Tyrus, Joseph Khoury, haben eher mässigend auf die Militanz der rechten Parteien eingewirkt.

Nun zu den drei Geschichten:

1. Als 1981 die christliche Stadt Zahle durch syrische Truppen belagert und beschossen wurde, schleifte der aufgewühlte Mob einen gefangenen Feind zu Tode. Am nächsten Sonntagmorgen rief der predigende melkitische Geistliche die Gemeinde deswegen in scharfen Worten zur Busse auf. Dass der Priester die Stadt wegen Belästigungen zwei Tage später verlassen musste, ändert nichts an seinem Mut und am Zeichencharakter des Geschehnisses.

2. Eine schiitische Mutter von sechs Kindern zwischen 6 und 18 Jahren wartet im Sommer 1982 mit ihren Kindern im Korridor eines Schulhauses das Ende der israelischen Belagerung Westbeiruts ab. («Altersheimsyndrom» nannten wir das drei Monate dauernde Warten und Bangen, während dem wir, zur Untätigkeit verurteilt, unter Wasser- und Brotmangel litten.) Ihr Mann hatte sie zwei Jahre früher verlassen, und schliesslich musste sie vom Tode ihres Ältesten und Ernährers der Familie erfahren, der bei einer Bombenexplosion sein Leben verlor. Nach lautstarkem Trauern nach der Sitte der Tradition geht sie schon am folgenden Tag in die Häuser, um Böden zu putzen. Ich kondoliere ihr und frage sie nach ihrem Ergehen, worauf sie wie Hiob antwortet: «Allah hat ihn zurückgenommen. Sein Wille geschehe. Ich will ihn loben, dass er mich noch am Leben lässt.» Die Antwort war echt, orientalisch zwar, aber nicht blind schicksalsergeben. Der Orientale hat wohl die Fähigkeit behalten, mit negativen Gotteserfahrungen zu leben, die seinen Glauben an die Güte Allahs nicht auslöschen. Vielleicht ist diese Leidensfähigkeit sogar tragfähiger als unsere kurzatmigen, leicht enttäuschbaren Hoffnungen.

3. Unvergesslich bleibt mir das nächtliche Gespräch mit dem jungen Mönch Lahoud im orthodoxen Kloster Balamant hoch über Tripoli. «Ich verstehe Euren westlichen Hunger nach immer mehr Gütern», sagte er. «Und ich weiss auch, dass Jesus die Speisung der Hungernden gewollt hat. Aber ich habe einen viel tieferen Hunger nach Erlösung, als Ihr ihn mit Eurem Aktivismus, Euren Hilfsprogrammen und Eurer missionarischen Wortpropaganda stillen könnt... Ich ertrage die Unruhe im Kloster nicht mehr... Die sechs Stunden Schlaf pro Nacht nehmen mir zu viel Zeit vom Gebet und von der Meditation weg. Dies alles strengt mich stark an... In zwei Wochen geht mein grösster Wunsch in Erfüllung. Ich darf die Hingabe an Christus ganz als Einsiedler dort oben in den Bergen zu leben beginnen...»

Ist dies wirklich nur altorientalische Weltflucht eines spinnigen Eremiten? Der junge Mann besass westliche Bildung, mit allen «Segnungen», die dazugehören. Wäre seine Antwort nicht als eine komplementär ergänzende zu der unsrigen, westlichen zu hören? Müsste sie nicht zumindest gleichwertig neben die verheerenden Folgen einer gemanagten, technischen Hilfe treten, die Abhängigkeiten und kulturelle Entfremdung erzeugt?

Auf der Suche nach einem Schalom-Salaam

Die Zerrissenheit des Libanon mit dem Bürgerkrieg der siebziger Jahre als Ausdruck und Höhepunkt, die Expansion Israels, dessen zunehmende Vormachtstellung, der Golfkrieg, die politische Erstarkung des Islam — all dies soll mit Religion zu tun haben, wird gesagt. Und zwar mit dem Judentum, dem Christentum und dem Islam. Was man aber als Kern zu finden meint, ist bereits verfaulte Hülle: ein *doktrinärer Konfessionalismus.* Vermeintlich richtige, reine Lehre, die in Gefahr und darum mit allen Mitteln zu verteidigen ist. Oder vermeint-

lich richtiges Handeln, auch militärisches, um den gefährdeten Bestand zu schützen. *Orthodoxie und Orthopraxie* in allen drei Religionen haben den befreienden, menschenfreundlichen Kern vertrieben: Den Schalom-Salaam Gottes, der allen gilt, den Gedrückten und Schwächsten aber zuerst.

Die gegenwärtige politische Entwicklung im Nahen Osten lässt immer mehr vergessen, dass es palästinensische Christen, libanesische Juden und jesusgläubige Moslems gibt. Christen, die lieber leiden als zur Waffe zu greifen. Juden, die auch in der äussern Diaspora die wahre, nämlich innere Sammlung um ihren Gott und seinen Willen erfahren, weil dieser Gott selber nur immer in der Zerstreuung, in steter Auswanderung und im Exil da ist und vorausgeht. Und es gibt schliesslich Moslems, die voller Sehnsucht das Reich Gottes mit Jesus als Herold und Messias erwarten. (Auch das ist koranisch!)

Aber viel Raum für Hoffnung bleibt nicht. Die vorherrschenden Theologien sind solche des Verjagens, Siegens und Ausräumens. Man strebt «reine Lösungen» an, wahrscheinlich als Folge des Eindringens westlichen «reinen Denkens» in den Orient. Aber der Schalom-Salaam Gottes ist nie «rein», kein totes Skelett, sondern immer voller Fleisch und Leben, gebaut aus den Erdklumpen dieser unserer Erde. Hand in Hand mit diesem Doktrinarismus geht auch die zunehmende Tendenz der Absonderung der verschiedenen Gruppen voneinander, in einem Gebiet, in dem während Jahrhunderten verschiedene Religionen, Kulturen und Völkerschaften friedlich-schiedlich zusammengelebt haben.

Während der Belagerung Westbeiruts im Sommer 1982 versuchten wir, die vier Hauptverantwortlichen und die etwa zwanzig schutzsuchenden Dauergäste, ein kleines Protestzeichen des Schalom-Salaam zu setzen. Wir nannten unser Haus «Deir es Salaam» (Friedenskloster), nahmen allen besuchenden Milizionären die Waffen ab (später auch den amerikanischen Marines) und lasen vor jeder Mahlzeit ein Gedicht für den Frieden oder gegen den Krieg. Die gemischte Notgemeinschaft entwickelte sich in der Zeit der Wassernot und der Bombennächte zu einer Art gegenseitiger Hilfsgemeinschaft, die ich in der Intensität einer sakramentalen, urchristlichen Gemeinschaft erleben durfte.

Aber nicht vom Sommer 1982 und nicht vom Nahostkonflikt sollte ja hier die Rede sein, sondern vom Libanon. Auch er gehört in vielerlei Hinsicht zum «heiligen Land». Jesus hat in seinem Süden mit einer heidnischen Frau intensiv die Frage erörtert, ob der Schalom exklusiv von den Juden und zu den Juden käme. Eine «reine Theologie» würde dies bejahen, zusammen mit denjenigen, die meinen, den Schalom mit der Waffe herbeizwingen zu müssen. Vom Schalom Gottes, wie er im Koran, im Alten und im Neuen Testament bezeugt wird, haben wir alle zu lernen. Er verhilft uns zur freiwilligen Infragestellung der eigenen Positionen und Interessen zugunsten derjenigen des andern, des Schwachen. Diesen Schalom erhoffen wir alle, zusammen mit den verschiedenen libanesischen Gruppen, zusammen mit Juden und Moslems. Dieser Schalom-Salaam kennt weder Sieger noch Besiegte, sondern nur Erlöste. Er gilt ausnahmslos allen, und ist nicht ausschliesslich «für Galiläa» bestimmt, sondern geht aus von dort im Manne, der für ihn ans Kreuz musste. Der Zielpunkt dieses Shalom-Salaam liegt weit vorn, zum Beispiel im wiedervereinigten Jerusalem. Er könnte auch den auseinanderstrebenden libanesischen Kräften wieder die nötige Mitte und gemeinsame Ausrichtung geben.

■